

IV

Freitag

Ich schreibe dieses Tagebuch nicht gern. Seine unredliche Aufrichtigkeit quält mich. Für wen schreibe ich? Wenn für mich, weshalb wird das gedruckt? Und wenn für den Leser, weshalb tue ich so, als spräche ich mit mir selbst? Sprichst du so zu dir, daß es die anderen hören?

Wie weit entfernt bin ich von der Sicherheit und dem Schwung, die in mir wach werden, wenn ich - verzeiht - »schaffe«. Hier auf diesen Seiten fühle ich mich, als träte ich heraus aus der segensreichen Nacht ins unbarmherzige Morgenlicht, das mich mit Gähnen erfüllt und meine Fehler zum Vorschein bringt. Die Falschheit, die schon in der Anlage meines Tagebuchs steckt, macht mich befangen, und ich entschuldige mich, ach, Verzeihung... (aber vielleicht sind die letzten Worte überflüssig, sind sie schon affektiert?)

Dennoch ist mir klar, daß man auf allen Ebenen des Schreibens man selber sein muß, d.h. ich muß mich nicht nur in einem Gedicht oder Drama ausdrücken können, sondern auch in gewöhnlicher Prosa - in einem Artikel, oder im Tagebuch - und der Höhenflug der Kunst muß seine Entsprechung in der Sphäre des gewöhnlichen Lebens finden, so wie der Schatten des Kondors sich über die Erde breitet. Mehr noch, dieser Übergang aus einem in fernste, fast untergründige Tiefe entrückten Gebiet in die Alltagswelt ist für mich eine Angelegenheit von ungeheurer Bedeutung. Ich will ein Ballon sein, aber an der Leine, eine Antenne, aber geerdet, ich will fähig sein, mich in die gewöhnliche Sprache zu übersetzen. Aber - *traduttore, traditore*. Hier werde ich mir untreu, bin unter meinem Niveau. Die Schwierigkeit besteht darin, daß ich von mir schreibe, aber nicht nachts, nicht in der Einsamkeit, sondern eben in der Zeitung und unter den Leuten. Unter diesen Umständen kann ich mich nicht ernst genug nehmen, muß »bescheiden« sein - und wieder quält mich, was mir das ganze Leben zu schaffen machte, was meinen Umgang mit den Menschen so beeinflusst hat, nämlich die Notwendigkeit, mich geringzuschätzen, um mich denen anzupassen, die mich geringschätzen oder überhaupt keinen blassen Schimmer von mir haben. Und diese »Bescheidenheit« will ich um keinen Preis akzeptieren; ich empfinde sie als meinen Todfeind. Glücklicherweise die Fran-

zosen, die ihre Tagebücher mit Taktgefühl schreiben - aber ich glaube nicht an den Wert ihres Taktes, ich weiß, daß das nur taktvolle Flucht vor einem seiner Natur nach ungeselligen Problem ist.

Aber ich sollte den Stier bei den Hörnern packen. Ich bin von Kind auf eng vertraut mit dieser Sache, sie ist mit mir groß geworden, heute müßte ich mit ihr tatsächlich ganz ungezwungen fühlen. Ich weiß und habe wiederholt gesagt, daß jeder Künstler anmaßend sein muß (weil er sich einen Denkmalssockel anmaßt), daß aber das Verfehlen dieser Anmaßung ein Stilfehler ist, Beweis für eine schlechte »innere Lösung«. Offenheit. Mit offenen Karten muß man spielen. Das Schreiben ist nichts anderes als ein Kampf, den der Künstler mit den Menschen um seine hervorragende Bedeutung kämpft.

Aber wenn ich nicht fähig bin, diesen Gedanken hier, im Tagebuch, zu realisieren - was ist er dann wert? Und doch kann ich nicht, und etwas hindert mich; wenn zwischen mir und den Menschen keine künstlerische Form ist, wird der Kontakt zu peinlich. Ich sollte dieses Tagebuch als ein Werkzeug meines Werdens in eurem Angesicht behandeln - danach streben, daß ihr mich auf eine bestimmte Weise begreift - auf eine Weise, die mir (heraus mit dem gefährlichen Wort) Talent ermöglicht. Möge dieses Tagebuch moderner und bewußter und möge es von der Idee durchdrungen sein, daß mein Talent nur in Verbindung mit euch entstehen kann, d.h. daß nur ihr allein Talent in mir entfachen - mehr noch - es in mir erschaffen könnt.

Ich möchte, daß man in meiner Person das sieht, was ich suggeriere. Mich den Menschen als Persönlichkeit aufzwingen, um ihr dann das ganze Leben unterworfen zu sein. Andere Tagebücher sollen sich zu diesem hier verhalten wie die Worte »ich bin so« zu den Worten »ich möchte so sein«. Wir sind tote Worte gewöhnt, die nur konstatieren - besser ist ein Wort, das ins Leben ruft. Ein *Spiritus movens*. Wenn es mir gelänge, diesen bewegenden Geist auf den Seiten des Tagebuchs zu beschwören, könnte ich allerhand erreichen. Ich könnte vor allem (und das habe ich umso nötiger, als ich ein polnischer Autor bin) diesen engen Begriffskäfig zerbrechen, in den ihr mich gern sperren würdet. Allzu viele, die ein besseres Schicksal verdient hätten, ließen sich fesseln. Niemand anders als ich selbst darf mir eine Rolle zuweisen.

Und weiter - indem ich, gewissermaßen als Vorschlag, Probleme aufwerfe, die mehr oder weniger mit mir zusammenhängen, arbeite ich mich in sie ein, und sie machen mich mit anderen, mir noch unbekannten Geheimnissen vertraut. Mich so weit wie möglich in die jungfräulichen Bereiche der Kultur, an ihre noch halbwilden, also unanständigen Orte wagen, und indem ich euch zur Drastik reize, auch mich selbst erregen...

Denn gerade in diesem Dickicht will ich euch treffen, mich auf - für euch und für mich - möglichst schwierige und unbequeme Weise mit euch verbinden. Und weiter - muß ich mich nicht von der heutigen europäischen Geisteswelt absondern, sind meine Feinde nicht die Richtungen und Doktrinen, denen ich ähnele; und muß ich sie nicht angreifen, um mich zum Anderssein zu zwingen, und euch dazu, es anzuerkennen. Weiter - meine Gegenwart offenlegen, mich im Heute mit euch verbinden.

Ich möchte in diesem Tagebuch offen darangehen, mir Talent zu konstruieren - so offen, wie Henryk sich im dritten Akt die *Trauung* fabriziert... Weshalb - offen? Weil ich euch das Rätsel meiner selbst erschweren will, indem ich mich offen zeige. Indem ich euch hinter die Kulissen meines Wesens führe, zwingt mich zum Rückzug in eine noch tiefere Tiefe.

Das alles - wenn es mir gelänge, den Geist zu beschwören. Aber ich fühle mich zu schwach... Seit drei Jahren habe ich leider mit der reinen Kunst gebrochen, denn mein Genre gehört nicht zu jenen, die man übers Knie brechen oder an Sonn- und Feiertagen betreiben kann. Ich habe dieses Tagebuch einfach begonnen, um mich zu retten, aus Angst davor, allen Halt zu verlieren und endgültig in den Wogen des trivialen Lebens zu versinken, das mir schon bis zum Halse reicht. Nun stellt sich heraus, daß ich auch hier nicht zu voller Leistung fähig bin. Man kann nicht die ganze Woche ein Nichts sein, um dann sonntags zu existieren. Keine Angst, ihr Journalisten und ihr, werte Schwatzt-Räte und Kiebitze. Von mir drohen euch keine Überheblichkeit, keine Unverständlichkeit mehr. Wie ihr, und mitsamt der ganzen Welt, gleite ich in die Publizistik ab.

Ein Bild ist kein Spiegel, daher erkennen sich die Menschen darin nicht. Diese Stadt ist unter der harten Peitsche der Bergmänner langsam gestorben, unter der Peitsche dieser Alraunmännchen, des Wassermanns im nahen See und anderer sagenhafter Gestalten, nachdem sie unter der Peitsche, welche die Knochen von Menschen freigelegt hat, jahrhundertlang immer wieder zum Leben erweckt worden ist; das ging sehr leicht, es war ja alles da, das Erz faktisch auf einem Tablett serviert, und sie ersehnt jetzt die Geißeln des Tourismus, die Stadt, nach dessen feineren Schlägen, der aber nicht kommt. Sie öffnet jeden Tag den Mund, als begriffe sie sich selbst nicht, die Stadt, die immer kleiner wird und abgebaut wird wie der Berg, der früher immer zuverlässig das Erz geliefert hat, bis andre das Erz billiger gaben, sie öffnet den Mund, aber was ihr hereinkommt, ist nicht: Sie werden es auch noch billiger geben! Nein, was wir heute wieder hereinbekommen haben, ist nur die übliche Nahrung an Verstauchungen, Prellungen, Brüchen, von denen ich schon oft gesprochen habe (man hätte auf den Sport nicht setzen sollen, man hätte lieber sitzenbleiben sollen, nicht in der Schule des Lebens, aber vorm Fernseher, das wäre ungefährlicher gewesen und hätte die Krankenkassen nicht soviel gekostet), und Infarkten neben tränenüberströmten Frauen, von denen ich verhältnismäßig selten gesprochen habe, und die froh sind, an diesem Nachmittag, da der Mann, noch im Rohr des Berges, schwer verletzt wurde (nach den Verletzungen des Berges selbst fragt ja doch keiner), niemanden zum Kaffee eingeladen zu haben und frei zu sein, denn auch der Mann hat ein Recht auf einen Mangel, die Freundinnen haben es sowieso, sie haben in unsren Augen nur Mängel. Aber die

3

Infarkte kommen eh rücksichtsvollerweise fast immer zeitig in der Früh. Die Loipen sind ein Geheimtip, da es sie noch gar nicht gibt, sogar Trendsportarten kann man ausüben, wo Platz ist (es ist keiner, aber es muß einer geschaffen werden. Noch findet hier ein Werteverfall statt, aber vielleicht werden wir ihn stoppen können und ein Gasthaus namens Stadl erbauen), und bei genauerem Hinsehen zeigt sich, wie verschieden die Vorstellungen von einer Fremdenverkehrsentwicklung an diesem Ort sind, der Platz wäre ja da, was nicht heißt, daß er schon angekommen ist, aber der Wille fehlt, sagt einer, der Wille sei da, aber der Platz fehle, sage ein anderer, wo immer er ist, hier, in meiner Nähe, kann er nicht